

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 45

Artikel: Ein Erbteil [Schluss]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642916>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 45 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Den 7. November

Herbstnacht.

Die Nacht find't keine Ruhe mehr.
Mit heißen Augen irrt sie einher,
Mit schwarz zerflatternder Mähne,
Und purpurn erstarrt ihres Mantels Saum.
Ihr wilder Atem füllt den Raum
Mit dem Keuchen der Hyäne.

Ihr Atem keucht meiner Kammer vorbei
Wie Codesröcheln und Codeschrei,
Wie Gekrächz von hungrigen Raben.
Das ist der Wind, der von Westen weht,
Der Sturm, der über das Blutfeld geht,
Wo Brüder gemordet haben.

Zum Fenster glost mir die Nacht herein
Mit schwarzer Augen gierem Schein,
Sie rüttelt an Türen und Wänden —
Mein Kindlein wimmert kläglich im Schlaf,
Als ob ein schlimmer Schlag es traf
Von ihren fleischlosen Händen.

Schlaf ruhig, mein Kind, deine Mutter wacht,
Und draußen bleibt der Schrecken der Nacht,
Von Licht und Liebe vertrieben.
Schlaf still, und mordet draußen die Welt,
Das arme Antlitz von Haß entstellt,
Wir dürfen schützen und lieben.

Schlaf tief, mein Kind; der Sturm verweht,
All Kampf und Not zu Ende geht,
Die Tage müssen kommen.
Dann bist du groß, dann wirst du ein Held,
Nicht von Schwertes Gnad, nicht im blutigen Feld,
Ein Held, der den Ruf vernommen

Der großen Zeit, der erlösten Zeit,
Dem Gott der bauenden Liebe geweiht,
Die kennt kein Hassen noch Morden.
Dann stehe fest, dann wanke nicht,
Mein Sohn, halt hoch das heilige Licht,
Bis alles hell geworden

Nun weint die Nacht. Stern säumt der Tag.
Mit wimperweichem Flügel Schlag
Phaläna taumelt im Regen.
Du arme, verirrte Seele du,
Kehr ein, hier findest du Licht und Ruh —
Mein Kind schläft dem Tag entgegen.

Maria Waser, Zürich. (In der „Schweiz“.)

□ □ □ Ein Erbteil. □ □ □

Don Jakob Bofhart, Zürich.

(Schluß.)

Von da an fuhr er ohne Peitsche ins Feld. Er hatte früher gerne nach Krähen und Staren geschossen, wenn sie die Kirchbäume plünderten, er bohrt die beiden Schüsse aus den Läufen und versteckte die Flinte in der Plunderkammer. Er hatte sich seit seinen Anabenjahren halb einen Spaß, halb ein Gewerbe daraus gemacht, den Feldmäusen und Maulwürfen Fallen zu stellen, in denen sie durch Messingdrähte erwürgt wurden. Es war ihm immer eine Lust gewesen, sie aus ihren Gängen herauszuziehen. Manchmal zappelten sie noch, aber ihre Qual war ihm nie zu Sinn ge-

kommen. Nun überließ er dieses Handwerk dem Mäusefänger.

Dieser Wandel wurde von niemandem als von den Meistersleuten wahrgenommen. Die Nachbarn betrachteten ihn immer mehr als gemeingefährlichen Menschen, ein paar alte Weiber besegneten sich vor ihm, die Männer mäkeln ihn von oben herab und die Kinder fürchteten ihn. Es gab Mütter, die ihnen mit ihm drohten. Am schlimmsten führte sich das Höckerli auf. Es ging nie an ihm vorbei, ohne, kaum hörbar, das Wörtchen „Salunke!“ in den Wind fallen

zu lassen. Sie konnte es ihm nicht vergessen, daß er der besten Lehrtochter, die sie je gehabt, nachgestellt, und sie schließlich, wie sie meinte, ins Narrenhaus gebracht hatte.

Sie und da traf er einen an, der ihn fühlen ließ, daß er Mitleid mit ihm habe, und das war ihm noch widerwärtiger als die Gehäßigkeit der andern.

Einige Wochen ließ Blasi all die Verachtung und Bosheit über sich ergehen. Die großen und kleinen Verletzungen fügten sich in ihm zusammen, bis es eine große Wunde war. Dann trieb es ihn weg, grad aus, ein paar Stunden weit, zum Wein und zum Vergessen. Er sah dann links und rechts am Weg nichts und fand immer nur das gleiche Wort: „Ersäufen!“ Jeden Monat verschwand er etwa zweimal so, an Sonntagen. Er trank in einem Wirtshaus still in sich hinein, meistens nicht mehr bis zur Sinnlosigkeit, nur wenn er sich allzu durstig gelaufen hatte, verfiel er wieder ins Prahlen. Dann schwakte er immer dasselbe: wie er einen reichen angesehenen Vater habe, und wie er selber zu Hause geachtet sei. Daß sein Gewändlein und sein armseliges Geldbeutelchen ihn Lügen strafen, wollte er nicht merken: in seinem Hinterstübchen wußte er freilich, in was für eine verlogene Welt er sich hineinräumte, aber die brauchte er ja gerade. Büßte er zu Hause den Wein im Raufenjammer, nahm er sich vor, nicht mehr zu trinken. Das hielt er, bis sie ihn wieder verwundet hatten und er von der ganzen Ausschweifung nur noch das Versinken in Schmerzlosigkeit in Erinnerung hatte.

Der Röhrli Reigel war ratlos, er sah die Verderbnis über seinen Knecht kommen und wußte keinen Ausweg. Er fand den Mut nicht, ihm die Stunden des Vergessens, so wüßt sie waren, vorzuenthalten. Trat Blasi mit den Worten vor ihn: „Meister, kann ich den Lohn haben?“ so wußte er, was das bedeutete, aber er tat ihm den Willen.

Einmal geriet Blasi in eine Kirchweih hinein und stieß mit Burschen aus Menschikon zusammen. Gleich wußte es die ganze Wirtstube: „Der in der Ecke dort ist der junge Frymann, ihr wüßt doch, vom Frymann, den man geköpft hat.“ Und wieder kostete Blasi die Demütigung und das Elend durch, als der Sohn eines Mörders entlarvt und angegloht zu werden. Er konnte sich nicht mehr beherrschen, er fing Händel an und schlug wütend um sich. Er zertrümmerte ein paar Stühle und tobte so lange, bis man ihn bändigte und, da kein Gefängnis vorhanden war, für die Nacht ins Spritzenhaus warf. Die Kunde von dem Vorfall war in Menschikon schon Tagesgespräch, als der Landjäger am Montag den Knecht seinem Meister zuführte und die Buße einzog. Blasi schloß die Augen auf dem schmähligen Gang durchs Dorf und ließ sich wie ein Blinder führen. „So ist auch mein Vater einmal gegangen“, dachte er mit Entsetzen. „Ich hab' ihn verflucht, aber es steht mir doch kein Mensch näher als er.“ Das eigene Elend machte ihn milder gegen die Schuld des Vaters. Zum ersten Mal empfand er er Mitleid mit ihm. Was mußte er durchgemacht haben auf seinen letzten Gängen. Seine geschlossenen Augen sahen nun auch den Weg, auf dem sein Vater gefallen war, deutlicher als je zuvor. Er selber stand auch schon darauf. Konnte er nicht abshwenken, so war er verloren. Er erinnerte sich an das, was er von der letzten Stunde seines

Vaters gelesen hatte, er fühlte sich inwendig ganz kalt werden. Ein Entschluß reifte in ihm, der feste Wille, umzukehren. An der Seite des Landjägers, als die Verachtung von ganz Menschikon über ihn floß, kam ihm endlich wieder ein guter Gedanke.

Im Dorf war das Mißtrauen gegen ihn nun in Haß umgewandelt. Der Präsident kam zum Röhrli Reigel und legte ihm nahe, das gefährliche Subjekt fortzujagen, bevor es ein Unglück anstellte. Der Meister sagte weder ja noch nein, er mußte gegen sich kämpfen, um Blasi nicht aufzugeben, er stellt ihm die Frage, ob er ihm nicht in einem andern Dorf einen Platz suchen sollte. Er sprach auch von Amerika, das Geld wollte er ihm vorstrecken.

Blasi hörte zu und entgegnete kein Wort. Aber am folgenden Morgen trat er vor den Meister hin und sagte: „Es würde nichts nützen. Ich mag hinkommen, wo ich will, nach einem Monat oder einem Jahr wird's doch aufgedeckt, und dann geht es wieder über mich her, und so würde es mich von Platz zu Platz, und von einem Dorf zum andern heßen, bis ich's nicht mehr aushielte. Ich halt es ja jetzt schon nicht mehr aus.“

„Du kannst schon bei mir bleiben, ich jage dich nicht“, entgegnete der Meister, der nicht merkte, wo Blasi hinaus wollte, „nur mußt du dich halten.“ „Ich werde mich halten, Meister, ich möchte es Euch in die Hand versprechen, ich bin das heut imstand.“

Sie sahen sich eine Weile fest in die Augen und redeten so miteinander eine stumme Sprache; dann drückten sie sich die Hand, besser, als es unter Verwandten geschehen mag. Blasi fuhr fort: „Ihr müßt mich aber recht verstehen, ich will nicht hier bleiben, ich will heimgehen, in meine Gemeinde.“

„Was für ein Einfall!“ rief der Meister und schüttelte den Kopf. Blasi erklärte sich: „Woher hat's der Pfarrer gehabt?“ „Ich den! aus deiner Heimat.“ „Und die andern?“ „Auch dort her.“

„Ja, so den! ich's auch! Dort ist mein Name schlecht geworden und von dort kam es hierher, von dort wird's überall hinkommen, dort muß ich meinen Namen wieder gut machen.“

Der Röhrli Reigel begriff immer noch nicht, aber Blasi hatte es sich in den Kopf gesetzt, die sechsunddreißig Zähne der Egge waren tief in den Boden gebohrt. Er konnte sich selber keine klare Rechenschaft geben, er fühlte nur, daß er das Rechte wollte. „Hab ich meinen Namen in der Heimat gutgemacht, so wird er auch vor der Welt gut sein, dort ist das böse Nest, ich muß gehen und es ausnehmen“, so legte er es sich zurecht.

„Meinst du, sie werden es dir dort weniger sauer machen, als hier?“ warf der Meister nochmals ein.

„Sier hat es mich gesucht, dort such ich es“, gab Blasi zurück, „wenn ich es suche, fürchte ich es nicht mehr.“

Wieder schüttelte der Meister den Kopf und brummte: „Du willst den Stier bei den Hörnern packen, da muß man stark sein!“ Er besann sich noch eine Weile und sagte dann kurz: „Gut.“ Ein paar Tage später fuhr er nach Wildbach und suchte für Blasi Frymann, den Sohn des Hingerichteten, einen Platz. Er verschleierte das Herkommen seines Schütlings nicht, er wußte jetzt, daß er vor vierzehn Jahren eine

falsche Rechnung gemacht hatte. Er mußte über manche Schwelle treten, aber schließlich fand er, was er suchte, denn es war noch in der guten Jahreszeit, da die Arbeitskräfte begehrt waren.

„Auf viel Lohn darfst du nicht rechnen“, berichtete er Blasi nach seiner Rückkehr, „dein neuer Meister will es ausnützen, daß . . .“

Blasi unterbrach ihn: „Ich schaffe für etwas Anderes.“ „Wenn du's so meinst“, entgegnete der Meister.

Neht Tage später, am frühen Morgen, brach Blasi nach Wilbbach auf. Als er auf dem Hügel ankam, in dessen Schatten Menschikon lag, blickte eben die Sonne hinter den Bergen auf und fuhr ihm in die Augen. Er wandte sich um und sah zum Dorf hinab. Dort ragten die vier Pappeln, was war aus dem Distel geworden? Abseits, damit er ihm besser sichtbar wäre, lag der Neuhof, wie eine Bauminsel in den weiten Wiesen. Blasi wußte, dort war in Gedanken einer bei ihm. Das gab ihm Mut, wie einem Soldaten, der vorgeschoben ist, aber weiß, daß hinter ihm Kameraden stehen.

Während er so sann und die Hände über die Augen hielt, kam ein Handwerksbursche des Weges und rief ihn lustig an: „Nach was aus?“

„Nach einem guten Namen!“ gab Blasi sich umwendend zurück. Er sprach nur aus, was ihn erfüllte.

„Das ist was Rechtes!“ lachte der andere munter und war schon vorbei.

„Das ist was Rechtes“, wiederholte Blasi. Er wurde auf einmal ganz froh; froh, weil ihm die gute Antwort gekommen war, froh, weil die ihm aufgehaltene Last hinter ihm im Schatten lag und die freiwillig aufgenommene vor ihm in der Sonne, froh, weil er die Tapferkeit, die er in den letzten Tagen gefunden hatte, sich an der Seite fühlte, froh, weil er einen Menschen kannte, der Köhrlü Keigel hieß, froh, weil er sich die Kraft zutraute, seinen Namen reinzufegen.

Mit langen Schritten ging er über den breiten Hügelrücken hinweg dem andern Tal zu.

— Ende. —

☞ Wohltätigkeit. ☞

Wenn ich gewisse Leute bei ihrer Wohltätigkeit beobachte, so muß ich immer an meine kleine Schwester denken.

Die sah einst als Siebenjährige mit der Mutter im Bahnhofwarteraum und harnte des Zuges, der sie in einen Nachbarort tragen sollte. Auf dem Tische vor den beiden stand eine Metallfigur: ein Soldat mit angeschlagenem Gewehr, auf einen hohlen Baumstamm zielend. Wenn man durch Zurückziehen eines Blättchens eine Feder spannte, dann eine Münze auf den Gewehrlauf legte und schließlich auf den Fuß des Mannes drückte, so flog die Münze in den Spalt des Baumes. Am Sockel der Figur stand: „Für wohltätige Zwecke“.

Mein Schwesterchen, das eben so weit lesen kann, daß

es die Unterschrift zur Not zu entziffern vermag, bittet die Mutter um einen Groschen. Mutter ist zwar etwas erstaunt über die sonst noch nicht beobachtete Mildtätigkeit der Kleinen, gibt aber den Groschen und hilft beim Abfeuern. Nach dem Schusse drückt und zieht die Guse an Hand, Fuß und Kopf der Figur. Als alles fruchtlos bleibt, fragt sie enttäuscht: „Ja, wo kommen denn nun aber die wohltätigen Zwecke heraus?“ Sie hatte die Sammelbüchse für einen Automaten gehalten.

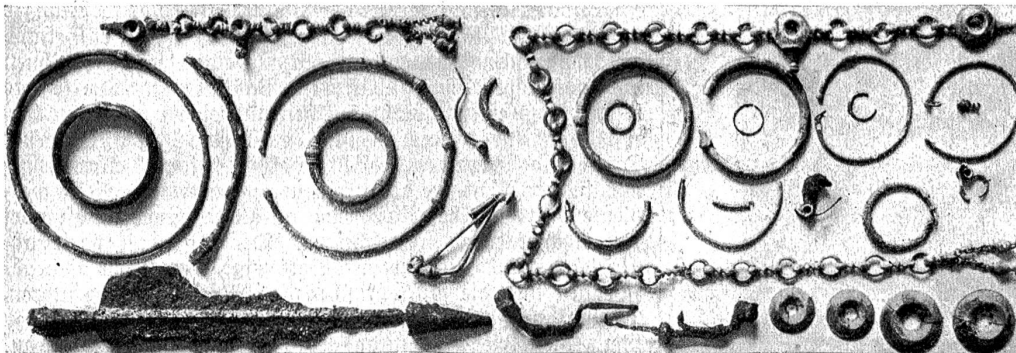
Sollte es wohl unter den „Großen“ auch Leute geben, die ihr christliches Herz nur entdecken, wenn „wohltätige Zwecke“ in Aussicht stehen?

(„Gesundbrunnen 1915.“)

Aus der Geschichte der Gemeinde Dächigen.

Will einer die Landschaft der Kirchgemeinde Dächigen überblicken, so muß er schon den Weg von Bern aus über den Dentenberg machen und, nach Boll hinuntersteigend, auf halbem Wege Ausschau halten. Aber es bleibt noch fraglich, ob er trotz der gehaltenen Mühe nicht nur Teilstücke von ihr sieht. Denn es ist ein weites Gebiet, das die Kirche

von Dächigen umspannt und nicht so bald eine zweite bernische Gemeinde kommt ihr in dieser Hinsicht nach. Aber wenn der Wanderer auch nicht bis zum Dörfchen Lindenthal im gleichnamigen Waldtal sieht und auch nicht vom Dentenberg weg über Sinneringen und Boll nach Mäggen, so lohnt sich für uns Berner ein Ausflug nach dieser gott-



Gegenstände aus vorrömischer Zeit, aufgefunden auf dem Hübel zu Sinneringen.

geegneten Landschaft doch. Und gerade zur Herbstzeit doppelt. Da wird das üppige Grün der Matten für das Auge wohlthuend vom Gelb der Stoppelfelder unterbrochen, die Bäume stehen obstschwer und weit hinein ins Tal leuchtet das Rot der Vogelbeere. Wundersam weich liegen die Hügelchen aneinandergebettet, und harmonisch und unauffällig verteilen sich die Weiler und Höfe